

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 33

Artikel: Das verlorene Lachen [Fortsetzung]
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 33 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 20. August 1921

== Schöne Tage sind gewesen. ==

Von Otto Roquette.

Schöne Tage sind gewesen,
Flüchtig wie ein Schmetterling,
Da an dir mein ganzes Wesen,
Nur an dir, an dir nur hing.
Da wir noch in stiller Wonne
Unter blühendem Jasmin
Saßen, und die Abendsonne
Sah zur goldnen Serne ziehn.

Jene Tage sind vorüber,
Jene Klammen sind verglüht,
Jene Sonne zog hinüber
Zu den Bergen still und müd',
Und nur der Erinnerung Flügel
Tragen sie der Seele zu,
Wie ein Ruf zu Tal und Hügel
Weckt des Wiederhalles Ruh'.

== Das verlorene Lachen. ==

Erzählung von Gottfried Keller.

8

„Du aber laß ihn nicht entinnen aus den diamantenen Ketten deiner ewigen Sittengesetze, die du gegründet hast, o allliebender Schöpfer und Herr, Urheber der Grundfesten des Landes und der gürtenden Flut des Meeres, o du Spanner des ewigen Himmelszeltes! Führe ihn zurück in dein schützendes Heiligtum, das wir dir errichtet nach deinem Gebote, das du uns verkündet durch den Mund Mose:

„Und wer unter euch verständig ist, der komme und mache, was der Herr geboten hat:

Nämlich die Wohnung mit ihrer Hütte und Decke, Rengen, Brettern, Nägeln, Säulen und Füßen;

die Lade mit ihren Stangen, den Gnadenstuhl und Vorhang;

den Tisch mit seinen Stangen und allem seinem Geräte, und die Schaubrote;

den Leuchter zu leuchten, und sein Geräte und seine Lampen, und das Öl zum Licht;

den Räuchaltar mit seinen Stangen, die Salbe und Spezerei zum Räuchwerke, das Tuch vor der Wohnung Tür;

das Handfaß mit seinem Fuße;

die Kleider des Amtes zum Dienste im Heiligen, die Heiligen Kleider Aarons, des Priesters, mit den Kleidern seiner Söhne, zum Priestertum.“

„Bringe ihn herein in deine Wohnung, daß er mit uns bete:

Geist der Liebe, Weltenseele, Vaterohr, das keine Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!

Eine Reihe Dankgebetes, Lobgesanges ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.

Eine Reihe Lobgesanges, Dankgebets ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.

Gib daß diese Seele auch durch der Gebetesflammen Schürung dir die innere Lebendigkeit bescheine!“

„Gib, daß er das Land der Unvergänglichkeit suche mit der Sehnsucht der Goetheschen Priesterjungfrau, die da sagte:

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend!

daß er einst mit der sterbenden Blume des Dichters singe:

EW'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Wein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzustehn!

und ihm die Antwort werde:

O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun.

Amen!"

Hatte er dermaßen wohlklingend und nicht selten mit wirklich feuchten Augen, von seinem Galmathias selbst aufge-
regt, geendet, so geschah es häufig, daß auf dem Kirchwege
die Zuhörer herbeieilten und ihm dankend die Hände drück-
ten, und an den wohlbesetzten Mittagstafeln wurde er aus
schönem Munde gefühlbedürftig gepriesen, von klugen Män-
nern gelobt, daß man jetzt auch wieder einmal kirchlich und
christlich sein könne, ohne sich dem Verdachte der Beschränk-
theit und des Zurückbleibens auszusetzen.

Zu den also bescholtenen Gleichgültigen und Indifferen-
ten gehörte auch Zukundus. Er war der neuen Kirche nicht
feindlich gesinnt und wünschte ihr nichts in den Weg zu
legen, wohl wissend, daß alle Dinge in der Welt ihren Ver-
lauf haben müssen. Allein mit seiner naiven Wahrheitsliebe
war es ihm unmöglich, den Schein einer solchen wenigstens
für gedankengeübte Männer unwahren Kirchlichkeit mit zu
tragen, und machte von dem Rechte seiner persönlichen Frei-
heit ohne Geräusch und Brahlen Gebrauch. Er tat dies
umso hartnäckiger, als dieses Gebiet fast das einzige war,
auf welchem er seine volle Unabhängigkeit von der Sorge
wie von der Liebe noch bewahrte.

Der Pfarrer aber, welcher die Frau Justine zu seinen
Hauptstützen zählte, da sie mit ihrem Ansehen fast für einen
Kirchenältesten gelten konnte, mochte nicht gerne leiden, daß
deren Mann die Sache durch sein Fernstehen nicht zu bil-
ligen und so über derselben stehen zu wollen schien. Er
empfand alles solches Fernstehen als einen stillen Vorwurf
gegen sich selbst und eine schweigende Kritik seines Tuns,
und er hatte daher einen Groll gegen Zukundus gefaßt und
predigte gegen ihn. Denn auch diese Untugend hatten einige
der neuen Priester von den alten herübergenommen, daß sie
auf der Kanzel, wo sie allein das Wort führten und nie-
mand erwidern durfte, aussprachen, was sie irgend persön-
lich bedrückte, und nach Gutdünken anklagten und anzeigen.
Dener wußte aber hievon nichts, weil er nicht viel achtgab
auf der Leute Reden und dem Sinne undeutlicher Anspie-
lungen nicht nachfragte.

Als Zukundus am spätern Abend also auf den Pfarr-
hof kam, um seine Frau versprochenemmaßen abzuholen, hatte
der Pfarrer seinen Vortrag über die gegenseitige Verjüngung
der Kirche und der schönen Künste vor einigen Freunden
eben beendet. Zukundus mußte noch ein wenig Platz
nehmen.

„Wenn Sie mir gegönnt hätten, meine kleine Arbeit
mit Ihrem Mitanhören zu beehren,“ sagte der Pfarrherr,
„so würden Sie vielleicht einen Ausgleichspunkt gefunden
haben in dem Gedanken, daß jetzt die Zeit da ist, wo die
Kunst ihr Dasein der Religion danken und der guten reichen
und doch jetzt so armen Mutter vergelten kann! Sie würden

vielleicht selbst einige Befriedigung in der Aussicht finden,
wenigstens in einem bedeutenden Tonwerk etwa einst in Ge-
meinschaft mit uns Ihr Herz ausfinden zu können, möchten
Sie auch dabei denken, was Sie wollten, und uns über-
lassen, das gleiche zu tun!“

Justine schaute bei diesen Worten ihren Mann hoff-
nungsvoll an. Es war ihre schönste Erinnerung, in dem
ersten Jahr ihrer Ehe mit ihm in einer größeren Stadt an
einem musikalischen Feste mitgewirkt zu haben. Bei der Auf-
führung eines mächtigen biblischen Oratoriums hatten sie sich,
jedes bei seiner Stimme, so nahe gestanden, daß sie in den
Pausen einander die Hand geben konnten. Am Abend hatte
Zukundus seine Frau zärtlich in die Arme geschlossen und ihr
gestanden, daß er trotz allem Erlebten noch nie so glücklich
gewesen sei wie heute, da er in dem wohlklingigen Sturme der
Musik und des Gesanges mitgesungen und dabei neben sich
noch ihre liebe Stimme mit gehört habe.

Allein jetzt erwiderte er dem Geistlichen, schon in trüber
Stimmung gekommen und durch dessen Gewalttätigkeit nicht
aufgehheitert, etwas trocken:

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, daß die Religion die
Kunst hervorgebracht habe. Ich glaube vielmehr, daß die
Kunst für sich allein da ist von jeher und daß sie es ist,
welche die Religion auf ihrem Wege mitgenommen und eine
Strede weit geführt hat!“

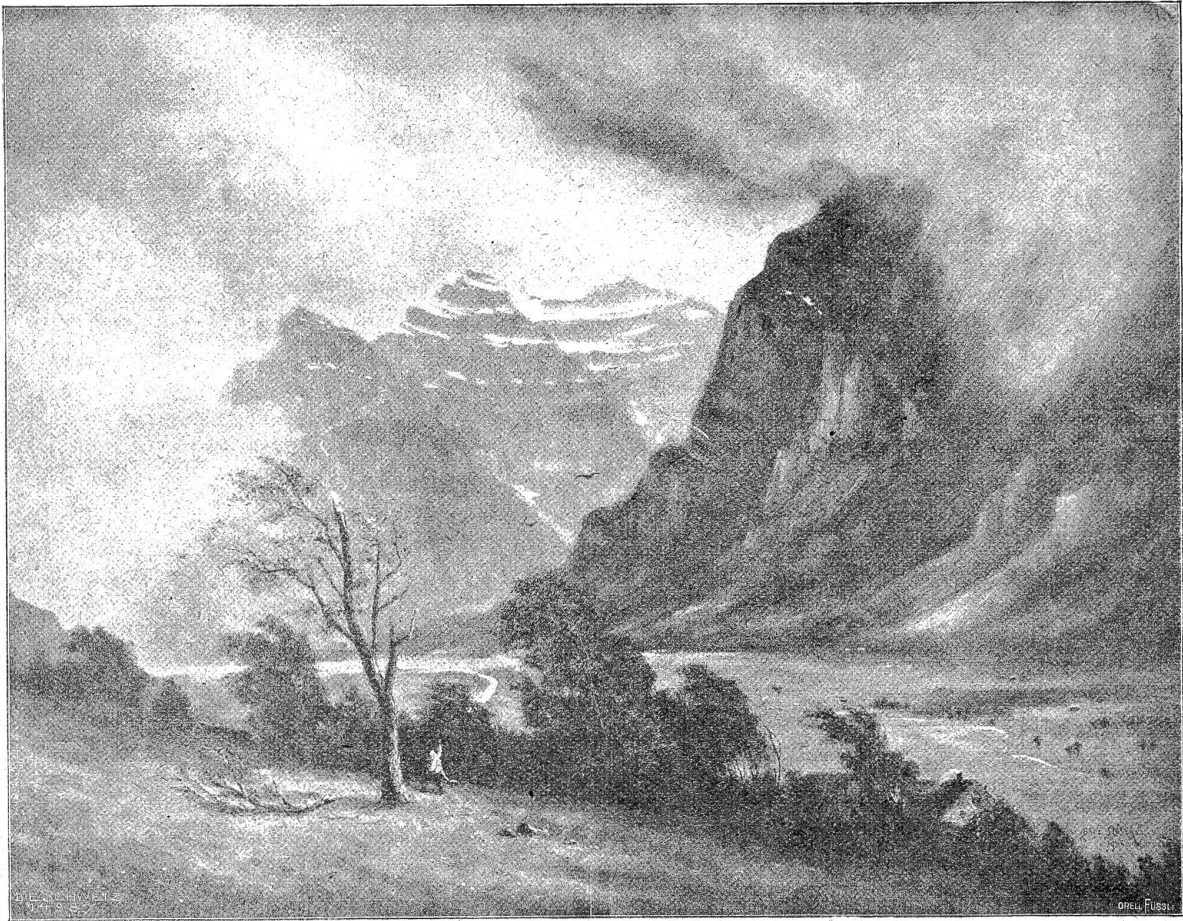
Der Pfarrer wurde ganz rot; er ertrug im Kreise
seiner engsten Gemeinde solchen Widerspruch nicht leicht
und sagte: „Nun, wir wollen die Sache nicht weiter ver-
folgen; Sie sind wohl in mehr als einer Beziehung ein Laie,
sonst würde Ihnen bekannt sein, daß wir Theologen heutzutage
manche Kreise des Wissens in unsere theologische
Wissenschaft hereingezogen haben, die ihr sonst nicht ver-
pflichtet waren und deren Uebersicht Ihnen in Ihrer Lebens-
stellung fehlt!“

Zukundus verlegte etwas hart: „Dieses Bedürfnis mögt
Ihr Theologen fühlen; ich glaube aber nicht, daß Euere
Theologie dadurch den Charakter einer lebendigen Wissen-
schaft wiedergewinnt, so wenig als die ehemalige Kabbala-
listik, die Alchimie oder die Astrologie noch eine solche ge-
nannt werden könnte!“

Hierdurch in seinem Innersten getroffen und beleidigt,
rief der Geistliche: „Ihr Haß gegen uns macht Sie blind
und töricht! Aber es ist genug, wir stehen über Ihnen und
Ihresgleichen, und Ihr werdet in Euere verblendeten
Dünkel die Köpfe an unserem festen Bau einrennen!“

„Immer gleich das Gefährlichste!“ sagte Zukundus, der
inzwischen ganz ruhig geworden war; „wir rennen gegen
keine Wand! Auch handelt es sich nicht um Haß und nicht
um Zorn! Es handelt sich einfach darum, daß wir nicht
immer von neuem anfangen dürfen, Lehramter über das
zu errichten, was keiner den andern lehren kann, wenn er
ehrlich und wahr sein will, und diese Aemter denen zu
übertragen, welche die Hände darnach ausstrecken. Ich als
einzelner halte es vorläufig so und wünsche Euch indessen
alles Wohlergehen; nur bitte ich, mich vollkommen in Ruhe
zu lassen; denn hierin verstehe ich keinen Scherz!“

Er hatte diese letzten Worte mit fester Stimme ge-
sprochen, und diese Stimme zerriß seiner Frau, die seinen



Balz Stäger.

Heranziehendes Gewitter.

Arm zum Weggehen ergriffen hatte, das Herz. Sie hatte in der neuen Kirchenkultur, die ihr so feinsinnig, so gebildet, so billig schien, zuletzt fast den einzigen Halt gegen den geheimen Kummer gefunden, der sie drückte; nun war ihr Mann in offener Auflehnung dagegen ausgebrochen. Denn sie hielt ihn dem Pfarrer gegenüber für unwissend und unzulänglich, für einen Unglücklichen! Das Unheil eines Glaubenszwiespaltes in Verbindung mit einem beginnenden häuslichen Unglück war plötzlich da, mitten in der so erleuchteten und wohlredenden Kirchenwelt.

Kaum auf die Straße gekommen, ließ Justine den Arm ihres Mannes fassen und ging wie taumelnd neben ihm her, leise weinend. Da es herbstlich stürmte und regnete, so glaubte Zukundus, sie wolle bequemer allein gehen, und achtete nicht auf ihren Zustand. Bis sie zu Hause angekommen, hatte sie sich äußerlich gefaßt; inwendig aber zitterte sie vor Aufregung und Entrüstung.

Zukundus, den Vorfall schnell vergessend und von andern Sorgen erfüllt, wollte mit ihr jetzt die gemeinsame Lage besprechen und ihr darstellen, wie er glaube, daß sein rechter Platz nicht in diesem Hause sei, daß er doch versuchen müsse, auf eigenen Füßen zu stehen, wozu wohl noch schöne Zeit sei; daß sie ihm in die Hauptstadt folgen sollte, wo er gute Verbindungen und Freunde habe. Wenn sie einige Mittel von den Eltern mitnehmen könnte für den Anfang, nur so viel, als sie etwa für den Kirchenkultus und die andern Lieb-

lingsfachen schon ausgegeben habe, so wäre ihm für die Zukunft nicht bange.

Er berührte diesen letzteren Punkt nur kleinlaut, weil er für sich nichts zu bedürfen glaubte und nur die Schem Justines vor aller Mittellosigkeit ins Auge faßte.

Kaum war er aber hier angelangt, so schwieg sie nicht länger; die rauhe Ursprünglichkeit der emporgewachsenen Volksfamilie, welche die Männer zuweilen überfiel, brach mit aller Herbigkeit auch bei ihr unversehens zutage. Leidenschaftlich und rücksichtslos und ebenso unbesonnen rief sie, er möge gehen, wohin er wolle, sie werde ihm nicht folgen, wenn er in ihrem Hause nicht zu gedeihen vermöge, wo es ihm an nichts und an keinem Entgegenkommen gemangelt habe. Weder den Ihrigen noch ihr selbst fiel es ein, noch das geringste Opfer an ein solch verlorenes Leben zu wagen und das Geld einem solchen... nachzuwerfen.

Sie brauchte dabei einen Ausdruck, den sie kaum je im Munde geführt, und welchen, ohne daß es gerade ein eigentliches Schimpfwort war, doch kein rechter Mann von seiner Frau erträgt.

Kaum war das Wort ihrem Munde entflohen, so erblaßte Justine und sie schaute ihren Mann mit großen Augen an, der vorher erbleicht war und jetzt schweigend hinausging.

(Fortsetzung folgt.)